



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

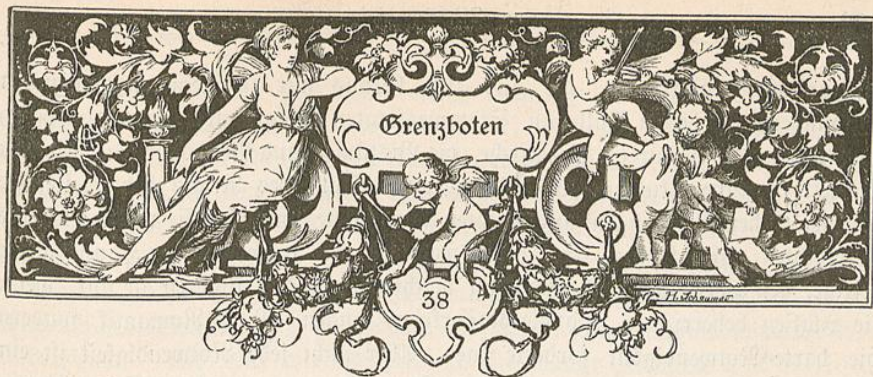
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zum 20. September

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum 20. September



ür zwei große Völker Europas ist dieser September zu einer unvergleichlichen Festzeit geworden. Zu Anfang dieses Monats haben wir Deutschen die fünfundzwanzigjährige Erinnerung an den gewaltigen Sieg begangen, der den Krieg zwar nicht beendete, wie wir damals hofften, aber doch entschied und in der treuen Waffengemeinschaft von Deutschen aller Stämme die Einheit des Reichs unter der Kaiserkrone des greisen Siegers begründete. Und am 20. September feiern die Italiener den Tag, wo vor fünfundzwanzig Jahren ihre Truppen durch die Porta Pia in Rom einzogen und mit der lange erstrebten Verwirklichung des Gedankens der Roma capitale ihre nationale Einheit vollendeten. Beide Ereignisse stehen bekanntlich nicht nur in einem zeitlichen, sondern auch in ursächlichem Zusammenhange. Denn hätten die deutschen Waffen bei Sedan nicht das Napoleonische Kaisertum zerschlagen, so hätte die grün-weiß-rote Fahne mit dem Kreuze von Savoyen ihren Weg zum Quirinal und Kapitol noch nicht gefunden.

Doch jener Zusammenhang beruht auf einem noch weit tiefern Grunde, als auf der glücklichen Ausnutzung einer günstigen politischen und militärischen Lage, die das weltliche Papsttum schutzlos ließ, er ist begründet in der tausendjährigen Schicksalsgemeinschaft beider Völker. Beiden ist der nationale Zusammenschluß erschwert worden durch internationale Mächte, die beide auf derselben Erbschaft des römischen Altertums, der römischen Weltherrschaftsidee beruhten, und die doch beide in der Natur der mittelalterlichen Dinge lagen, das mittelalterliche Kaisertum und das Papsttum. Denn das Reich war den deutsch gebliebenen Stämmen Mitteleuropas nicht aus ihren eignen Bedürfnissen und Bestrebungen erwachsen, sondern ihnen von außen durch die fränkische Eroberung auferlegt worden, und es konnte, da es über die damalige

Kulturstufe Deutschlands, die aus sich heraus nur zu kleineren politischen Bildungen, im besten Falle zu Stammesstaaten fähig war, hinausging, sich nur behaupten, wenn es die Kirche, die Bistümer und Reichsabteien, also ein Erbteil römischer Kultur, als die wichtigste Stütze des Reichs behandelte, sie mit weltlichen Besitzungen und Rechten ausstattete und über sie verfügte. Das vermochten unsre Könige aber nur, wenn sie das außerdeutsche Haupt dieser Kirche, den Papst von sich abhängig machten, und das konnten sie nur, wenn sie Italien beherrschten und die Kaiserkrone trugen. Nicht Romantik, sondern die harte Notwendigkeit forderte das. Aber nicht jede Notwendigkeit ist ein Glück, und diese war es am allerwenigsten. Denn die im Begriff des Papsttums liegende Idee der geistlichen Weltherrschaft mußte sich, sobald sie zum Bewußtsein kam, gegen die Beherrschung der Kirche durch den Kaiser kehren. Indem sie das aber that, zerstörte sie die deutsche Reichsverfassung, die ohne diese Herrschaft damals nicht bestehen konnte, und damit das deutsche Reich. Das ist bekanntlich das Ergebnis unsrer mittelalterlichen Geschichte gewesen. Und doch wirkten die Reste dieser Reichsverfassung noch weit über die Schwelle des Mittelalters hinaus. Denn die geistlichen Fürstentümer bestanden weiter, in ihnen sah das Kaisertum der Habsburger noch immer seine beste Stütze gegen den ältesten und schlimmsten Feind der Reichseinheit, das weltliche Fürstentum; diese Rücksicht verhinderte es, mit neuen internationalen Beziehungen zusammen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine nationale Kirchenreform zu leiten oder zu schützen und damit die Kirchenspaltung zu verhindern, die nicht minder ein Unglück wie eine Notwendigkeit war; sie führte endlich zum dreißigjährigen Kriege, der recht eigentlich zur Rettung des geistlichen Fürstentums in Norddeutschland unternommen wurde und doch seine fast gänzliche Vernichtung dort nicht verhindern konnte. Damit verlor das alte Kaisertum der Habsburger seine beste Stütze, und es entfremdete sich zugleich der protestantischen Mehrheit der Nation; auf seine außerdeutschen Länder sich mehr und mehr zurückziehend, verlor es schließlich die Fähigkeit, die Nation zu leiten.

In Italien wurde das Kaisertum nicht eigentlich als Fremdherrschaft empfunden, weil es zwar die Herrschaft eines deutschen Königs und wohl auch einzelner deutscher Bischöfe und Fürstengeschlechter, aber keineswegs deutscher Einrichtungen war. Auch die lombardischen Städte haben nicht sowohl gegen das Kaisertum, als gegen einzelne ihnen lästige Bestrebungen des Kaisertums und für ihre Selbstverwaltung gekämpft, und der letzte hohensauische Kaiser, Friedrich II., ist nicht gescheitert, weil er ein fremder Herrscher war, sondern weil er sein sizilisch-neapolitanisches Erbreich mit dem Königreich Italien vereinigen, also die nationale Einheit Italiens herstellen wollte, und nicht die lombardischen Städte haben ihn daran verhindert, sondern das internationale Papsttum, das unter den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen

seine Selbständigkeit nur behaupten konnte, wenn es über eine weltliche Macht verfügte, so gut wie die deutschen Bistümer, das daher die städtischen Bestrebungen in Italien ebenso gegen das Kaisertum benutzte, wie die fürstlichen Sonderinteressen in Deutschland. Das Ergebnis war diesseits wie jenseits der Alpen dasselbe: die Auflösung der Reichseinheit. Für Italien war das Kaisertum seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein bloßer Schatten, die größere Hälfte des Landes bestand aus anfangs republikanischen, später monarchischen Stadtstaaten; die kleinere südliche blieb ein absolut monarchischer Einheitsstaat. Die rein auf die tatsächliche Macht gerichtete Politik dieser Staaten verhinderte jeden Zusammenschluß und warf endlich im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das Land den Fremden, den Spaniern, unter die Füße.

Und wie internationale Mächte die mittelalterliche Einheit Deutschlands und Italiens zerstört haben, so ist sie hier wie dort in der Neuzeit wieder hergestellt worden durch eine junge Militärmonarchie in Verbindung mit einer mächtigen geistigen Bewegung und im Kampfe mit den Erben jener internationalen Gewalten. Dabei hatten Deutsche und Italiener mit ihren besondern Schwierigkeiten zu kämpfen. Den Druck, den die Stellung der Habsburger auf Deutschland ausübte, zu erkennen, war schwierig, wegen alter, ehrwürdiger Erinnerungen und des halbdeutschen Charakters ihres Staats, dafür erstand aber in Preußen eine selbständige waffenstarke Großmacht. Den Italienern wurde die Einsicht, wo die Gegner ihrer nationalen Einheit zu suchen seien, sehr viel leichter gemacht, denn die Fremdherrschaft in Lombardo-Venezien und der fremde Ursprung aller ihrer Herrschergeschlechter, mit Ausnahme des längst italienisierten Hauses Savoyen, lag offen vor aller Augen, dafür aber war der Kampf weit schwerer, denn Piemont war ein Mittelstaat, keine Großmacht, und die Abwerfung der Fremdherrschaft ohne fremde Hilfe unmöglich. Damit verband sich ein andrer Unterschied. Da ein dynastisches Gefühl nur in Piemont bestehen konnte, so wurde die Einheitsbewegung notwendig radikaler, sie richtete sich auf den Einheitsstaat, und da die ruhmvollste Vergangenheit des Landes mit republikanischen Erinnerungen verbunden war, so war sie eine Zeit lang republikanisch. Nur mit großer Mühe gelang es der piemontesischen Monarchie, dem republikanischen Radikalismus das Heft aus der Hand zu winden, aber sie vermochte nicht zu verhindern, daß der italienische Nationalstaat durch eine Reihe von Volksabstimmungen, also auf die Volksouveränität begründet, demnach parlamentarisch wurde. In Deutschland war die unmittelbare Mitarbeit des Volks an der nationalen Einheit unzweifelhaft viel geringer als in Italien und die Lösung weniger radikal, weil unsre Herrscherhäuser einheimischen, nicht fremden Ursprungs sind; dafür behaupteten wir eine starke Monarchie. Aber wir mußten die Vorbedingungen unsrer Reichseinheit erkaufen mit dem Verzicht auf Deutsch-Österreich, das mit dem alten

Kaisertum der Habsburger aufs engste verbunden war; die Italiener vollendeten ihre Einheit, indem sie den weltlichen Staat des internationalen Papsttums zerstörten. Beide Völker hatten den letzten und gefährlichsten Gegner in den alten Ansprüchen Frankreichs auf eine überragende Machtstellung in Mitteleuropa, beide sind einer geschichtlichen Notwendigkeit gefolgt, und daher wird das Ergebnis dauern. Der Kirchenstaat wird so wenig wiederhergestellt werden wie die deutschen geistlichen Fürstentümer, und das Papsttum wird sich trotz aller Proteste mit diesem „Kirchenraube“ ebenso abfinden müssen, wie es sich mit dem viel größern deutschen Kirchenraube von 1648 und 1803 abgefunden hat. Denn dieser politische Besitz war nicht nur längst überflüssig geworden, sondern das seiner entledigte Papsttum hat an geistlicher Macht nur gewonnen. Das deutsche Reich aber ist mit Österreich, das es nicht in sich aufnehmen konnte, heute inniger verbunden als je, und indem sich das Königreich Italien dieser mitteleuropäischen Machtbildung in freiem Bündnis anschloß, ist in modernen völkerrechtlichen Formen das alte deutsch-römische Zentralreich wieder aufgerichtet. Und so sind die Schicksalsgenossen, die sich so oft bekämpft haben, heute zu ehrlichen Bundesgenossen geworden.



Die Sozialreform und die Gemeinden



u den mannichfachen Fehlern und Mängeln, die unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung, insbesondere unsern Versicherungsgesetzen anhaften, gehört vor allem der, daß die Opfer, die sie von den wirtschaftlich Stärkern für die wirtschaftlich Schwächern fordern, ungerecht verteilt sind. Lediglich oder vorzugsweise diesem Umstände entspringen eine Menge Klagen über die in ihrem Kern doch immer mehr anerkannten Versicherungsgesetze. Ein Teil der Unzufriednen beschwert sich nur über die Last, die ihnen auferlegt worden ist, obgleich sie schon bedrückt genug sind, und obgleich sie eigentlich auch zu den Schwachen gehören, denen unter Umständen mit den Mitteln aus den Taschen der Wohlhabenden und mit größerm Einkommen Geseigneten geholfen werden sollte. Der kleine Handwerksmann, wie etwa der Tapezierer, der Maler, der Klempner, der sich mit wenigen Gehilfen kümmerlich durchschlägt und doch zu den verschiedenen Versicherungskassen seiner Gehilfen jährlich fünfzig bis hundert Mark, ja noch mehr beitragen muß, und der, wenn er selbst erkrankt und längere Zeit kränkt, schlimmer am Hungertuche nagen muß als der Gehilfe, und die bescheidne